

Viel Spaß!

Über Zeiten und Menschen, die etwas zu lachen haben wollen

von Hans-Joachim Höhn

Es gibt Dinge, die tun Menschen aus Neigung. Und es gibt andere Dinge, die tun sie aus Pflicht. Was wir aus Neigung tun, erledigen wir in der Regel gerne. Und bei Dingen, die gerne getan werden, steigt die Wahrscheinlichkeit, dass sie gut gemacht werden. Was wir dagegen aus Pflicht tun, müssen wir in der Regel gut machen, ohne dass wir es gerne erledigen. Das ist ja gerade das Verpflichtende an der Pflicht. Sie nimmt keine Rücksicht auf den Lustfaktor. Allerdings wissen wir auch: Die Erfolgsquote bei Pflichterfüllungen steigt, wenn wir die Dinge, die zu tun sind, gerne erledigen. Was lustlos gemacht wird, wird in der Regel auch schlecht gemacht.

Die Lust steigt mit dem Spaßfaktor, den eine Sache hat. Darum steht die Floskel „Viel Spaß!“ ganz oben auf der Wunschliste – auch bei der Erledigung sehr ernster Dinge. Schließlich kann man auch Tränen lachen. Unangenehmes erträgt man am besten mit Galgenhumor. Fromme Geister behelfen sich mit einem Kirchenlied: „Wir machen unser Kreuz und Leid nur größer durch die Traurigkeit“. Und manche säkularen Geister verfügen testamentarisch, dass an ihrem Grab nicht geweint werden darf; sie wünschen sich eine fröhliche Beerdigung.

Bisweilen aber lassen sich Kreuz und Leid nicht einfach wegwünschen. Bisweilen bleibt auch den professionellen Possenreißern und Witzbolden das Lachen im Halse stecken. Ein solcher Tag ist der 11. September 2001 gewesen. Für manche Zeitdiagnostiker war an diesem Tag das Ende der Spaßgesellschaft¹ gekommen. Plötzlich hieß es: „Schluss mit lustig!“ Für eine Gesellschaft, in der zu allen Gelegenheiten viel Spaß gewünscht wird, schien die Zeit abgelaufen. An der Zeit war wieder die Neigung zur Pflichterfüllung. Aber die Nachrufe auf die Spaßgesellschaft waren voreilig.² Sie ist nicht erledigt. Sie ist irritiert, verunsichert, aus dem Tritt gekommen. Ihre Mitglieder verlangen danach, dass jedem Schrecken ein Ende bereitet wird. Zuletzt will

¹ Zu diesem aus dem Kulturfeuilleton stammenden Leitbegriff einer in den 1990er Jahren aufkommenden Gegenwartsanalyse siehe K. Maass, *Spaßgesellschaft. Wortbedeutung und Wortgebrauch*, Frankfurt 2003.

² Vgl. P. Hahne, *Schluss mit lustig. Das Ende der Spaßgesellschaft*, Lahr 2004; H. Boberski, *Adieu Spaßgesellschaft. Wollen wir uns zu Tode amüsieren? Eine Recherche*, Klosterneuburg 2004.

man wieder lachen. Die letzten Lacher sind bekanntlich die besten. Zuletzt wollen vor allem diejenigen wieder am besten lachen, die man anfangs in Angst und Schrecken versetzt hat. Sie werden lachen, bis ihnen wieder die Tränen kommen...

Das Spaß-Thema ist prekär – nicht bloß wegen der Zeit, in der darüber zu schreiben ist und die stets neue Anlässe schafft, in denen das Lachen vergeht und dem Schrecken weichen muss. Auch die Profession des Autors macht die Bearbeitung des Themas zu einem riskanten Unternehmen. Professoren jeder Couleur sind geübt im Produzieren von Erklärungen und Theorien. Allerdings liegt gerade darin ein Grund des Unbehagens: Eine Erklärung von Intelligenz muss selbst intelligent sein. Eine Theorie über das Denken muss durchdacht sein. Und wie steht es mit einer Reflexion über den Spaß? Muss sie selbst auch lustig sein? Aber wie verträgt sich das mit dem Anliegen und Wesen einer auf Seriosität erpichteten Theorie?³ Theorien und ebenso ihre Produzenten wollen ernst genommen werden. Andernfalls werden sie zur Parodie auf sich selbst. Das heißt, sie machen sich lächerlich. Lächerlich machen sich allerdings auch diejenigen Wissenschaftler, die stets nichts anderes wollen, als das alles ernst genommen wird. Sie übersehen, dass es Dinge gibt, auf die man nur so angemessen reagiert, dass man sie nicht allzu ernst nimmt.⁴ An Theorien, die davon nichts wissen wollen, hat man nicht lange Freude. Denn sie führen in die Langeweile. Langeweile aber ist tödlich – auch für wissenschaftliche Theorien.

Damit diese Gefahr nicht allzu bedrängend wird, wird im Folgenden nicht all zuviel Theorie produziert, die selbst keinen Spaß versteht, obwohl sie ihn zum Gegenstand hat. Ernsthaft über Humor nachzudenken verlangt nicht, dabei immer nur ernst zu bleiben. Er darf in Maßen auch auf Stil und Form des Denkens abfärben. Von dieser Erlaubnis mache ich im Folgenden Gebrauch. Für den angezielten Versuch, die Phänomene einer „Spaßkultur“ aus der ironischen Halbdistanz zu betrachten, greife ich auf Beobachtungen zurück, die sich auf meinem zeitdiagnostischen Notizblock angesammelt haben, aber auch auf kleine Theoriefragmente der zeitgenössischen Sozial- und

³ Wie man sich absturz sicher auf dem schmalen Grat zwischen seriöser Reflexion und erheitender Präsentation von Beispielen der Komik bewegen kann, zeigt P. L. Berger, *Erlösendes Lachen. Das Komische in der menschlichen Erfahrung*, Berlin/New York 1998.

⁴ Vor diesem Hintergrund ist die Studie von M. Geier, *Wörter klinge Menschen lachen. Kleine Philosophie des Humors*, Reinbek 2006, zwar kein „lustiges“ Buch, bereitet aber dennoch ein Lesevergnügen. Mit philosophischer Selbstironie schreibt H. Lenk, *Kritik der kleinen Vernunft. Einführung in die jokologische Philosophie*, Frankfurt 1990.

Kulturkritik.⁵ Von Religion und Moral wird in diesem Kontext nur am Rande die Rede sein.⁶ Denn die Spaßgesellschaft ist angestrengt bemüht, die Frage nach Moral und Religion zu erübrigen.⁷ Zwar geht es auch ihr um ein Leben im Zeichen des Glücks. Aber sie favorisiert ein Glück, das ohne die Schwerathletik der Moral und ohne die Transzendenzmühen der Religion zu haben ist. Moral und Religion sind entbehrlich für das Diesseitsglück der Spaßkultur. Hier kommt es auf andere kategorische Imperative an: „Man muss genug zu lachen haben! Man darf sich den Spaß nicht nehmen lassen! Man muss alles mit Humor nehmen!“ Vor allen Dingen besteht die größte Kunst darin, Spaß zu verstehen. Wer über diese Kunst verfügt, kann auf Kniffliges gewitzt reagieren und Lachhaftes angemessen ernst nehmen. Um diese Kunst zu beherrschen, muss man lernen, wie Spaß gemacht wird. Oder man schaut den Spaßmachern für eine Weile einfach zu. Dabei kann man auch erkennen, wo der Spaß anfängt und wo er aufhört.

Wo der Spaß aufhört: Vom Anfang im Ende

Bei wenigen Dingen liegen Anfang und Ende so dicht beisammen wie beim Spaß. Wo der Spaß aufhört, endet vieles andere auch: die Geduld, die Ge-

⁵ Zum Methodenlayout eines solchen Vorgehens siehe etwa H.-J. Höhn, *Zeit-Diagnose. Theologische Orientierung im Zeitalter der Beschleunigung*, Darmstadt 2006.

⁶ Vgl. dazu ausführlicher H.-J. Höhn, *Zerstreungen. Religion zwischen Sinnsuche und Erlebnismarkt*, Düsseldorf 1998.

⁷ Wissenschaft und Spaß – das geht nur schwer zusammen. Aber Religion, Kirche und Spaß – das geht noch viel schwerer zusammen. „Christus hat nie gelacht“, heißt es bei dem Kirchenvater Johannes Chrysostomus (344/54–407). Die ist Welt ist vergänglich, der Mensch sterblich, die Schöpfung ein Tal der Tränen. Darin ist er sich einig mit anderen Theologen dieser Zeit. Der hl. Hieronymus (347–419/20) schreibt: „Solange wir im Tal der Tränen sind, dürfen wir nicht lachen, sondern müssen weinen. Deshalb sagt auch der Herr: Selig die Weinenden, denn sie werden lachen. Wir sind im Tal der Tränen, und dieses saeculum gehört den Tränen, nicht der Freude.“ Und der hl. Augustinus (354–430) fügt hinzu: „Die Menschen lachen und weinen, und dass sie lachen, ist zum Weinen.“ Freude ist bei solch traurigen Heiligen nur selten offiziell zugelassen. Vielleicht am Sonntag Gaudete. Aber nur in Maßen und in Grenzen. Aus dem „gaudeamus“ darf keine Gaudi werden. Daraus könnte ja ein „Heidenspaß“ entstehen. Der inoffizielle Patron vieler Kirchen ist darum der heilige Ernst. Er sorgt dafür, dass es in Glaubensdingen vor allem würdig, geordnet und gesittet zugeht. Er passt auf, dass ein Halleluja in der Osternacht nur auf ein entsprechendes liturgisches Kommando und nicht zu laut gesungen wird. Der heilige Ernst ist mit den Besorgten. Er ist mit denen, die Schaden abwenden wollen von der Kirche. Denn sie wissen aus Erfahrung, dass ein Kirchenschaden nicht Freude, sondern Spott zur Folge hat. Grund zum lachen haben dann nur die Spötter. Es mag diese prekäre Nachbarschaft zum Spott sein, der den Mangel an theologischen Beschäftigungen mit dem Humor erklärt. Zu den wenigen Ausnahmen zählt K.-J. Kuschel, *Lachen. Gottes und der Menschen Kunst*, Freiburg/Basel/Wien 1994; B. Beuscher, *Verstehen Sie Spaß? Zur Hermeneutik des Humors in praktisch-theologischer Perspektive*, in: D. Zillessen u.a. (Hg.), *Praktisch-theologische Hermeneutik*, Rheinbach-Merzbach 1991, S. 519–533.

mütlichkeit, die Liebe. „Wenn es keinen Spaß mehr macht, dann höre ich eben auf“ – ein oft gehörter Satz von Spitzensportlern und Spitzenpolitikern. In einer Spaßkultur wird das Leben und Arbeiten sinnlos, wenn die Lust an ihm vergeht. Damit dies nicht eintritt, lässt sich die Spaßgesellschaft viel einfallen, mit dem sie ihre Angehörigen bei Laune halten kann. Denn wer gut gelaunt ist, beklagt keine Sinndefizite. Wo Lust und Laune an der Arbeit abhanden kommen, schwinden auch der Sinn des Arbeitens und die Neigung, sich Sinn zu erarbeiten. Mit nur geringer Übertreibung darf die These aufgestellt werden: Spaß ist zur universalen Legitimationskategorie der Gegenwartsgesellschaft avanciert.

Nicht Wählerstimmen, nicht das Vertrauen der Kabinettkollegen oder des Regierungschefs und auch nicht die Rücktrittsforderungen der Opposition entscheiden darüber, wie lange ein Minister im Amt ist. Nein, er macht weiter, solange es ihm Spaß macht. Nicht Meisterschaftstitel und Rekorde entscheiden darüber, wie lange und wie oft ein Weltrekordler und ein Olympiasieger noch bei Wettbewerben antritt. Einer wie er, der alles erreicht hat, bleibt im Rennen, solange es ihm Spaß macht. Alles, was getan wird, wird zunehmend unter den Spaßvorbehalt gestellt. Diese Amts-, Berufs- und Lebensauffassung findet sich längst nicht mehr nur in Prominentenkreisen. Über das, was man anfängt, und ebenso darüber, wann man aufhört, entscheidet der Spaß.

Eine Sache macht dann Sinn, wenn sie Spaß macht. Und nur was Spaß macht, wird überhaupt gemacht. Die Frage von Studienanfängern lautet nicht immer: Womit habe ich die besten Chancen auf dem Arbeitsmarkt? Sie fragen immer öfter: Was macht mir am meisten Spaß? Der Grund hierfür ist bereits genannt worden: Was lustlos angefangen wird, wird in der Regel auch zu einem freudlosen Abschluss gebracht. Und wenn unterwegs der Spaß abhanden kommt, wird bisweilen auf einen unerfreulichen Abschluss verzichtet und das Ganze vorher abgebrochen. Das gilt sogar für die Liebe. Die Dauer einer Beziehung, einer Ehe hängt nicht davon ab, ob der Tod die Beteiligten scheidet. Das Ende ist dann gekommen, wenn nach guten Tagen die schlechten kommen, also: wenn der Spaß plötzlich aufhört. Natürlich hoffen die Beteiligten, dass dies so bald nicht der Fall ist. Tritt er ein, hört in einer Beziehung nicht der Spaß, sondern sehr rasch alles auf.

Erst der Spaß, dann das Vergnügen – oder: Von der Ausnahme zur Regel

In der Hoffnung auf anhaltenden Spaß spiegelt sich eine große Verheißung der Spaßgesellschaft. Sie hat aus der Ausnahme die Regel gemacht und

den Sonderfall auf Dauer gestellt. Früher war der Spaß die Ausnahme. Er diente der Unterbrechung der Alltagsmonotonie; er sorgte für Abwechslung und Aufheiterung, für Entkrampfung und Auflockerung. Im Deutschen wird der Begriff „Spaß“ erstmals im 17. Jahrhundert verwandt.⁸ Etymologisch geht er auf das italienische Verb „spassarsi“ zurück: sich vergnügen, sich ergötzen, sich die Zeit vertreiben, sich zerstreuen. Spaß findet dann statt, wenn man mehr Zeit als Arbeit hat, d.h. er findet nach der Arbeit statt. Erst die Arbeit, dann das Vergnügen. Spaß gehört in die fünfte Jahreszeit.

Die Spaßgesellschaft hat diese Reihenfolge aufgehoben. Ihr Slogan lautet: Erst der Spaß, dann das Vergnügen! Darin ähnelt sie der Erlebnisgesellschaft. Hier wie dort wird die Unterhaltung, das Heitere, das Amüsante, der Kick, das Event auf Dauer gestellt. Das Leben soll eine Kette von Höhepunkten sein.⁹ Es gibt keine vier Jahreszeiten mehr, nur noch die fünfte. Der kategorische Imperativ lautet: Have fun! Er bietet den Ausweg aus den Verlegenheiten eines ungerechten Lebens. Er bietet eine Alternative zum „entweder/oder“ von Haben und Sein: Wer nichts ist, will in der Regel wenigstens etwas haben. Wer nichts hat, will wenigstens etwas sein. Wer aber weder etwas ist noch etwas hat, der soll wenigstens seinen Spaß haben!

Die Spaßgesellschaft markiert den Scheitelpunkt in der Gesellschaftsentwicklung der letzten 40 Jahre. Typisch dafür ist der Umschlag von einem sachorientierten, zweckrationalen Umgang mit allem Lebenswichtigen hin zu einer subjektbetonten, aktionsorientierten Einstellung. Die Werbung betont darum ausgiebig den „Spaßfaktor“ im Umgang mit neuen Produkten und Dienstleistungen. Wer mit dem schlichten Ziel einen Autohändler aufsucht, einen fahrbaren Untersatz zu erwerben, muss unverrichteter Dinge wieder nach Hause gehen. Seine Primärmotivation reicht nicht aus, um sich zwischen den vielen Fahrzeugen zu entscheiden, die denselben Zweck erfüllen. Erst wenn sich der Kunde auf spaßorientierte Zusatzmotive bzw. Zusatzqualitäten des Produktes besinnt, kommt es zur Kaufentscheidung. Denn in der Motorleistung, in der Zahl der Airbags und in der Öko-Bilanz sind alle Autos gleich. Design, Produktimage und Spaßfaktor werden zur Hauptsache; Nützlichkeit und Funktionalität zum Zubehör. BMW spricht vom „grenzenlosen Fahrvergnügen“ und General Motors verspricht „Opel fahren macht einfach mehr Spaß“.

War ein Konsument früher frustriert, wenn ein gewünschtes Produkt nicht zu kriegen war oder technische Mängel aufwies, so ist er nun ent-

⁸ Vgl. *Art. „Spaß“*, in: Deutsches Wörterbuch von Jacob Grimm und Wilhelm Grimm. Bd. XVI, Spalten 1958ff.

⁹ Vgl. G. Schulze, *Die Erlebnisgesellschaft. Kulturosoziologie der Gegenwart*, Frankfurt/New York 1992.

täuscht, wenn ein technisch einwandfreies Produkt beim Benutzen keinen Spaß erzeugt. Manches intakte „Handy“ wird achtlos entsorgt, wenn ein Nachfolge- oder Konkurrenzprodukt mit mehr Unterhaltungskomfort aufwarten kann. Es genügt nicht mehr, es bloß im Leben „zu etwas zu bringen“, d.h. Objekte des Begehrens zu erlangen. Erst dann ist der moderne Mensch am Ziel, wenn diese Objekte in gewünschter Weise auf ihn wirken, d.h. wenn sie ihm Spaß machen.

Was kein Vergnügen erzeugt, hat keinen Wert. Das gilt auch für die Wissenschaft, die sich zur Wissensvermittlung verstärkt Infotainmentformate zulegen muss. Und es gilt auch für die hohe Kunst. Es genügt, dass sich ein Besucher in einer Ausstellung langweilt, um ein Stück Kunst zu entwerten. Worauf es früher ankam, waren Inhalt und Anspruch, den ein Kunstwerk verkörperte. Als entscheidend im Kunsterlebnis galt, was den Künstler bewegte – nicht das Bewegtsein des Betrachters – egal wovon. In der Spaßgesellschaft verhält es sich anders. Der Wert eines Konzertes bemisst sich nun für das Publikum danach, inwieweit es Spaß macht oder langweilt.¹⁰

Bloß keine Langeweile – oder: Für Abwechslung sorgen

Die Spaßkultur hat die Frage nach Sinn und Glück in eine neue, „nachmetaphysische“ Fassung gebracht: Wie kann man das Leben so verbringen, das man das Gefühl hat, man habe nichts versäumt!? Diese Frage begleitet Menschen, die unerfüllte Bedürfnisse befriedigen und Mangelsituationen überwinden wollen, ebenso wie jene, die sich fragen, was danach noch kommen kann. In den alten Glücksmodellen dominierte die Außenperspektive: Reichtum, sichere Position im Beruf, akademische Titel, prächtig gediehene Kinder. All dies kommt auch in der Gegenwart vor, aber nicht mehr zentral, sondern kollateral. Im Zentrum steht die Art und Weise, wie man das Leben erlebt und wie man sich dabei fühlt: spannend und fasziniert. Die Generalformel klingt recht einfach: Man darf keine Langeweile aufkommen lassen! Zur Angst, etwas zu versäumen, gesellt sich die Angst vor Langeweile. In diesem Kontext ist zwar nicht mehr das Leben bedroht, aber stattdessen seine Qualität. Das Leben verdirbt, wenn es keinen Spaß (mehr) macht. Folglich muss man allen Spaß- und Lebensverderbern aus dem Weg gehen – und ebenso allen Langweilern. Wo sich dennoch Langeweile einstellt, muss sie vertrieben werden – aber auf eine Weise, die nicht allzu anspruchsvoll und intellektuell aufwändig ist. Diese Schlussfolgerung drängt sich auf angesichts

¹⁰ Zum Ganzen siehe auch M. Doehlemann, *Langeweile? Deutung eines verbreiteten Phänomens*, Frankfurt 1991.

einer markanten Entwicklung im medialen Unterhaltungssektor. Seit nahezu 10 Jahren wimmelt es im Fernsehen von Comedy-Sendungen auf allen Kanälen.¹¹ Vom klassischen Kabarett und von gedankenscharfen Politsatiren ist nur in den öffentlich-rechtlichen Nischen etwas übrig geblieben. Die Comedians setzen mit ihren Gags auf unbeschwertes Lachen, während die Kabarettisten mit ihrer Ironie dem Überdruck des Beschwerlichen ein Ventil geben.

Gelegentlich nehmen auch Politiker bei diesen Sparten Anleihen auf. Der „politische Aschermittwoch“ ist ein festes Datum im Kalender aller Parteien. Dabei geht es alles andere als ernst und bußfertig zu. Wenn es nach den Kirchen ginge, käme jetzt Asche aufs Haupt all jener, die während des organisierten Frohsinns über die Stränge geschlagen sind. Nachdem die Karnevalisten von der Anstrengung des Scherzens müde und matt geworden sind, setzen jedoch die Politiker ihr Geschäft fort. Schluß mit lustig? Keineswegs! Jetzt geht's noch mal richtig los. In Bierzelten und Bürgerhallen schlägt die Stunde der Politcomedy. Wer sich sonst in staatsmännischer Pose gefällt, greift jetzt zum rustikalen Format der Büttendrede. Kein Witz ist zu derb, keine Anspielung zu abgeschmackt, um über den politischen Gegner abzulästern. An diesem Tag will man nicht die meisten Wähler, sondern die meisten Lacher auf seiner Seite haben. Mehrheit ist Mehrheit...

Das Vordringen von Entertainment- und Comedy-Formaten hat ein entsprechendes Echo der Kulturkritik hervorgerufen. Wie nicht anders zu erwarten ist es dabei ernst, streng und vor allem kritisch zugegangen. Zum Einsatz kam das Brot-und-Spiele-Argument, die „Comedy-ist-Valium-für's-Volk“-These und nicht zuletzt die Diagnose sanfter Verblödung.¹² Finanz- und Wirtschaftskrisen mögen die Stimmung eintrüben, aber je ernster die Lage ist, umso flacher müssen offenbar die Witze sein, die darüber gemacht werden. Wer zuviel Tiefgang beweist, läuft schneller auf Grund. Wenn die Gesellschaft in einen Eulenspiegel blicken soll, darf sie nicht zu früh merken, dass man sie zum Narren hält. Postmarxistische Sozialtheoretiker haben festgestellt, dass dort, wo mit Comedy hohe Umsätze gemacht werden, viel Geld zu verdienen ist, aber auch viel draufgezahlt wird. Die Profiteure sind einfach zu identifizieren: Die Reichen und Mächtigen ziehen es vor, dass eher über diese Gesellschaft gelästert und gelacht wird, als dass an der Verteilung von

¹¹ Vgl. K. Knop, *Comedy in Serie. Kultur- und Medientheorie*, Bielefeld 2007. Tagesaktuelle Informationen über sämtliche Medienformate der Comedy gibt es im Internet unter www.spasgesellschaft.de.

¹² Vgl. etwa J. Wertheimer u.a., *Strategien der Verdummung. Infantilisierung in der Fun-Gesellschaft*. München 2001.

Geld und Macht etwas geändert wird. Und da die durchschnittliche Erwerbsarbeit die Tätigen oft in motorischer oder intellektueller Hinsicht unterfordere – bei gleichzeitiger Überforderung durch die Erhöhung von Stressfaktoren im Produktionsprozess – müsse jede kompensatorische Maßnahme darauf achten, dass sie keine Ansprüche stelle, die zu weiteren Überforderungen führe. Unter dieser Rücksicht habe die spätkapitalistische Gesellschaft genau jenen Humor, den sie verdiene bzw. mit dem die Einflussreichen zusätzlich Geld verdienen.¹³

Sch(m)erzgrenzen – oder: Böses Spiel und gute Mienen

Die Kritik an der Spaßkultur hat in einem Punkt zweifellos Recht: Wo über alles gelacht wird, nimmt niemand mehr etwas ernst. Manche Zeitgenossen halten das für Toleranz. Aber diese Toleranz hat keinen Inhalt mehr. Tolerant kann man nur gegenüber Inhalten und Ideen sein, die ernst genommen werden wollen und müssen. Um sich dem zu entziehen, werden die Ernsthafte gerne zu Spaß- und Spielverderbern erklärt. Oft nimmt die Intoleranz den Spaß ganz für sich in Beschlag. „Sie verstehen wohl keinen Spaß?“ heißt es dann, wenn unbequeme Menschen und unbequeme Überzeugungen lächerlich gemacht werden. „Verstehen Sie Spaß?“ – oft genug ist diese Frage mit dem Zwang verbunden, sich üble Scherze gefallen zu lassen und dabei noch gute Laune vorzutäuschen. Schadenfreude ist die höchste Freude – und wenn man die Gefoppten, Hereingelegten oder Unglücksraben mit versteckter Kamera filmen konnte, lässt sich ein beträchtliches Scherzdepot anlegen. Schadenfreude will sich schadlos halten am Pech der anderen. Pechvögel können aber dabei nicht unbegrenzt mitlachen. Sympathien können auch verscherzt werden. In solchen Situationen ist der Appell „Jetzt aber Schluss mit lustig“ eine Befreiung. Sie macht Schluss mit den Nötigungen der fidele Intoleranz und der gequälten Fröhlichkeit. Wo es nichts zu lachen gibt, sollte man nicht das Gegenteil behaupten. Das hat nichts mit Griesgrämigkeit zu tun. Sondern mit Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit.

¹³ Vgl. auf dieser Linie R. Behrens, *Die Diktatur der Angepassten. Texte zur kritischen Theorie der Popkultur*, Bielefeld 2003, S. 213–228. „Der Humor des Kapitalismus ist die Schadenfreude für seine Opfer – an ihrem Unglück erfreuen sich neben den Oberen die Unterdrückten selbst, die mit ihrer Schadenfreude das Konkurrenzverhältnis bezeugen“ (S. 216). Ähnlich verhält es sich während der ersten Auswahlrunden in den zahlreichen Castingshows. Auf der Bühne tritt auf, wer nicht wahr haben will, bei Talentmangel eine Blamage zu kassieren. Auf ihr Eintreten hofft das Publikum. Es hat stets gut lachen; von den Blamierten verlangt es obendrein Humor, der bekanntlich darin besteht, dass man trotzdem lacht. Wer den Schaden hat, muss den Spöttern auch noch Rabatt geben – Schadensfreiheitsrabatt.

Überdies weist auch die Spaßgesellschaft ihre eigene negative Dialektik auf. Denn der Wunsch, Spaß *am* Leben zu haben, indem man Spaß an möglichst vielen Dingen und Ereignissen *im* Leben hat, gerät angesichts der stetigen Zunahme von Spaßangeboten in die Selbstentwertung. Die Erhöhung der Spaßhäufigkeit führt zu einer Abnahme der Spaßergiebigkeit der jeweiligen Angebote und ihrer Inhalte. Zuwachs erhält die Gruppe der missmutig Vergnügten. Ihr Problem sind sie selbst, denn die Abnahme ihres Vergnügens geht einher mit der Steigerung ihrer „Bespaßung“. Sie verlangen immer mehr und haben immer weniger davon. Auf der Suche nach dem entgangenen Spaß braucht man stärkere Reize und erlebt dennoch eine geringere Wirkung. Zu spät wird erkannt, dass ein falscher Tausch von Haupt- und Nebensache vorgenommen wurde. Unter Lebensbedingungen, die es ermöglichen, Vergnügungen zur Hauptsache zu machen, verflüchtigt sich das Vergnügen, das sich als Nebensache oder als Seiteneinsteiger unspektakulärer Pflichterfüllungen einstellen würde. Das Vergnügliche am Vergnügen besteht ohnehin zu einem guten Anteil darin, dass letztlich unverfügbar bleibt, womit man es schafft, jemandem ein Vergnügen zu bereiten. Jedenfalls ist hier auf wohlthuende Weise das Verhältnis von Aufwand und Ertrag, von Mittel und Zweck, von Plan und Ausführung an einem bestimmten Punkt außer Kraft gesetzt. Spaß und Vergnügen leben vom Überraschungsmoment, von der Selbstvermittlung des Unvermittelten, von der Plötzlichkeit der Pointe.

Bisweilen werden die Scherzgrenzen aber auch zu eng gezogen. Auch daran kann die (Lebens)Freude Schaden nehmen. Gelegentlich repariert sich dieser Schaden ja auch von selbst. Das Moralisieren gegen die Spaßkultur erzeugt nur weitere unerwünschte Nebenwirkungen – nämlich Humorlosigkeit. Leider übersehen gerade die Ernsthaften nur zu oft, dass es Themen, Ereignisse und Zeitgenossen gibt, deren Betrübnis, Besorgnis und Trübsal man durch eigene Humorlosigkeit vermehrt. Zudem geben die Dauerbedenkenträger meistens eine traurige Figur ab. Sie rechnen stets mit dem Schlimmsten und sind prinzipiell untröstlich. Die ewig Besorgten sind keine Realisten, sondern verdoppeln durch ihr Bedenkenträgertum bestehende Mißstände. Sie machen mutlos und verbreiten Missmut. Für sie ist die Welt ein Jammertal. Das Leben ist zum Davonlaufen – aber wohin?

Wer wieder etwas zu lachen haben möchte, muss das Lachen wieder lernen. Dazu muss den Humorverlierern etwas oder jemand begegnen, das und der/die ihnen wieder Spaß macht. Es muss allerdings ein Spaß sein, den sie verstehen können und der nicht bloß auf ihre Kosten geht. Spaß und Verständigung können dabei auch Hand in Hand gehen, wie alltägliche Beispiele zeigen. Wer nach einer Weile des Verstimmtseins für einen Spaß, einen Witz,

eine Albernheit oder Blödelei zu haben ist, zeigt sich wieder verständigungs-
bereit und fängt an, sich und die Welt nicht ernster zu nehmen, als sie es ver-
dient. Eine solche Verständigung macht selbst Spaß. Nötig ist nur Geduld.
Wer nach langem Brüten über einen schwierigen Text endlich dessen Sinn
enträtselt, dem steht ein erlöstes Lächeln im Gesicht. Man ist jetzt mit Spaß
bei der Sache. Mit Stolz blickt ein/e andere/r auf eine Regalwand, die er/sie
mit eigenen Händen errichtet hat, nachdem es gelang, eine vom Schwedi-
schen ins Japanische und von dort ins Deutsche übersetzte Bauanleitung zu
enträtseln. Verstehen macht Spaß. Wenn es keine gemeinsame Sprache gibt,
deren sich Touristen und Einheimische bedienen können, und wenn sie
gestenreich einander dennoch Frage und Antwort mitteilen können, werden
sie über ihr heftiges Gestikulieren ebenso lachen wie über den Verständi-
gungserfolg ihrer Körpersprache. Spaß dient dem Verstehen. Beim Spaß hört
also nicht bloß manches auf, sondern fängt auch vieles wieder an. Darum gilt
also erstlich und letztlich doch: Spaß muss sein!